

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz

Band: 76 (1967)

Heft: 7

Artikel: Eine Höhle in Amara war unser Quartier

Autor: Schneider, Franz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Höhle in Amara war unser Quartier

Franz Schneider

folge seiner passiven, kindischen Art liess er sich zunächst rasch beeinflussen von den negativen Elementen des Dorfes. Er fing an zu rauchen und ahmte in seinem Benehmen weitgehend die schwierigsten unter den Buben nach. Erst ganz allmählich gelang es den Erziehern, Kontakt mit ihm zu bekommen. Dann aber erlebten sie unerwartete Fortschritte. Heute ist Yitzhak einer der besten und ernsthaftesten Schüler der Klasse. Er entpuppte sich als geborener Mechaniker und avancierte in der Werkstatt schnell zur rechten Hand des Werklehrers, weil seine Leistungen weit über denen der anderen Kinder lagen.

Aufschlussreich wurde für uns ein Ereignis, das sich vor kurzem zutrug. Mehrere Jahre nach Yitzhak kam auch der Rest seiner Familie ins Land. Sie waren Zeugen der Schwierigkeiten, die Yitzhak anfangs in Kirjath Jearim bereitete (er muss schon als kleines Kind zu Hause schwierig gewesen sein). Aber sie waren unfähig, seine Wandlung zu akzeptieren, als sie dann kam. Sie wollten und sie konnten es nicht glauben. Während seiner letzten Ferien kämpfte Yitzhak verzweifelt mit seinen Eltern, weil sie verlangten, er solle die Schule verlassen und zu Hause mithelfen, Geld zu verdienen. Sie wollten ihm nicht glauben, dass er gute Fortschritte mache und einer der besten Schüler geworden sei. Yitzhak war so unglücklich über die Unfähigkeit seiner Eltern, ihm zu vertrauen, dass er sich weigerte, zum Sederabend nach Hause zu gehen. Als sein Vater nach Kirjath Jearim kam, um nach ihm zu sehen, lief er davon. Erst den vereinten Anstrengungen des Dorfleiters, des Schuldirektors, des Klassenlehrers und des Werklehrers gelang es zuletzt, den Vater von den Fähigkeiten seines Sohnes zu überzeugen. Und erst, als der Vater versprochen hatte, ihn weiter lernen zu lassen, kam Yitzhak aus seinem Versteck hervor.

Nächstes Jahr wird er seine Berufsausbildung in der Berufsschule von Neurim fortsetzen.

Der Bürgerkrieg in Jemen findet wahrscheinlich noch auf lange Zeit hinaus kein Ende. Er brach 1962 aus, als Imam Mohamed El Badr nach dem Tode seines Vaters Imam Ahmed den Thron bestieg. Der neue Imam musste aus seiner Königstadt Sanaa flüchten. Er und seine royalistischen Anhänger wurden in die nördliche Gegend des Landes vertrieben. Dort schlügen sie überall in den Bergen ihre Zelte auf, ängstlich besorgt, in dem wüsten Gebiet aus einem nahegelegenen Brunnen Wasser schöpfen zu können.

Noch heute spaltet sich der Jemen in zwei grosse Parteien. Neben diesen beiden, den Royalisten und den Republikanern, sind auch noch die neutralen Beduinenstämme zu erwähnen, um deren Gunst man hier wie dort ringt. Während die Republikaner Unterstützung durch die Aegypter erhalten, war die Lage der Royalisten von Anfang an recht beschwerlich. Sie entbehrten insbesondere jeder medizinischen Hilfe. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz entschloss sich daher bereits im Dezember 1962, ein Feldspital zu errichten. Während zweier Jahre waren dort im Auftrag des Komitees Schweizer Aerzte und Pfleger und Schwestern im Einsatz.

Im August 1966 sandte das Internationale Komitee vom Roten Kreuz wiederum eine medizinische Equipe in den Jemen, die jedoch nicht, wie es in den vorangegangenen Jahren der Fall war, in einem Feldspital ihre Arbeit leistete, sondern ohne festen Standort tätig war. Ueber einen solchen Einsatz berichtet Franz Schneider, der als Krankenpfleger vom 19. August 1966 bis zum 12. Februar 1967 in Jemen weilte:

Unsere Equipe bestand aus einem Arzt, zwei Medizinstudenten und drei Krankenpflegern. Die Reise ging von Zürich über Beirut nach Jeddah. Dort wurden wir auf dem Flugplatz von dem Delegierten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz empfangen. Das Thermometer stand auf 55 Grad Celsius, die Luftfeuchtigkeit betrug 94 Prozent. Wir fühlten uns wie in einer Sauna.

Nachdem uns der Rotkreuzdelegierte über die gegenwärtige Lage im Jemen sowie über unsere Tätigkeit orientiert hatte, flogen wir am 21. August weiter nach Najran, der südlichsten Stadt Saudiarabiens. In jenem Haus, das man uns zur Verfügung stellte, fanden wir noch Zelte, Medikamente, Feldbetten sowie die Klinobox des einstigen Feldspitals von Uqd vor.

Najran ist eine Oase von fünfzehn Kilometer Länge, umgeben von kleineren Bergen. Die etwa 7000 Einwohner sind zum Teil Saudiaraber, zum Teil Jemeniten. Auch einige Schwarze aus der Zeit des Sklavenhandels

trifft man an. Alles ist von märchenhafter Schönheit. Die Häuser sind aus Lehm erbaut und tragen reiche Verzierungen. Ueberall wurden wir sehr herzlich empfangen. Das Zeichen des Roten Kreuzes war längst bekannt, erinnerte man sich doch gut und voller Dankbarkeit an die Hilfe der Schweizer Aerzte und Pfleger, die diese im Feldspital von Uqd Verwundeten und Kranken zukommen liessen.

Nach zwei Tagen Rast ging die Reise mit dem Lastwagen weiter. In Uqd machten wir Zwischenhalt, um uns die Gegend des ehemaligen Spitals anzuschauen. Eine Gaststätte und ein Friedhof — das ist alles, was geblieben ist. Die Gaststätte ist auf primitivste Weise aus einigen Brettern und Wellblech gezimmert worden. In ebenso ärmlichen kleinen Läden kann man Erfrischungen und Lebensmittel kaufen.

Die meisten Reisenden, deren Weg von Saudiarabien nach Jemen führt, legen in Uqd einen kurzen Halt ein. Von dort aus geht die Reise in geschlossenem Zug weiter; denn aus Angst, von den Beduinen angegriffen und beraubt zu werden, fahren die Lastwagen in einer Kolonne von zwei bis vier Wagen durch die Wüste des Jauf. Es mutet eigenartig an, dass die Lastautos und Geländewagen — andere Fahrzeuge könnten sich wohl kaum den Weg durch die wilde, sandige Gegend bahnen — mit Blumen und Ornamenten verziert sind, während die Fahrerkabine oft mit Spitzen und Rüschen geschmückt ist.

Seit einiger Zeit betreibt ein jemenitischer Doktor, ein ehemaliger Pfleger aus dem Feldspital, in einer in den Felsen von Uqd gelegenen Höhle seine Praxis. Seine Helfer zeigten uns die Höhle, in der zurzeit drei Patienten lagen. Den Doktor selber bekamen wir nicht zu Gesicht. Er wich uns überall aus, offenbar wissend, dass die Honorare, die er bei seinen nur mangelhaften medizinischen Kenntnissen für die kleinste Behandlung verlangt, bei uns keine Billigung finden würden. Die Sauberkeit und Ordnung, die in der Höhle herrschten, mochten wohl noch auf das Vorbild der Schweizer zurückgehen.

Man trifft im Jemen noch häufig solche «Aerzte» an. Nach Gewohnheit der Medizinstänner kratzen oder brennen sie mit primitiven Instrumenten wie Draht, Messer und Nagel Wunden in die Haut. Leidet einer an Kopfschmerzen, so wird die Stirne zerkratzt oder mit glühendem Eisen gebrannt, also stets jene Stelle, an der der Patient den Schmerz empfindet. Immer wieder sahen wir solche Narben, die auf derartige Behandlungen zurückgehen.

Nach dem Besuch in Uqd fuhren wir weiter in südlicher Richtung. Nach etwa zwei Stunden Fahrt erreichten wir Amara, eine militärische Festung, in der sich etwa tausend Soldaten in den Bergen eingenistet haben. Prinz Hassan Ibn Hussein begrüßte uns und bot uns in seinem Quartier eine Höhle an.

Während ein Teil unserer Equipe — der Arzt, die beiden Medizinstudenten und ein Krankenpfleger — am folgenden Tag in der Gegend von Amara verschiedene Krankenbesuche machte, blieben wir zwei Krankenpfleger zunächst noch drei Tage in Amara und betreuten die Soldaten. Unsere weitere Aufgabe bestand darin, dass wir erkunden sollten, in welcher Gegend des Jauf unsere Hilfe am nötigsten sei. Mit einem Koffer voll Medikamenten und Verbandmaterial machten wir uns auf den Weg. Der Dolmetscher, den wir aus Najran mitgenommen hatten, leistete uns während der ganzen Mission unentbehrliche Dienste. Er war schon im Spital von Uqd für die Schweizer Equipe tätig gewesen und sprach ziemlich gut Schweizerdeutsch und Englisch. Unser Fahrer kannte sich in der wüsten Gegend vorbildlich aus, ein wahres Kunststück, da weder Strassen noch Karten existieren. Die hin und wieder aus dem Sand auftauchenden kahlen Bergmassive boten einen malerischen Anblick. Nach zwei Stunden Fahrt hielt Mohamed, unser Chauffeur, an, stieg aus und warf eine Handvoll Sand in die Luft. Im ersten Augenblick wussten wir nicht, warum er diese für uns merkwürdige Bewegung ausführte. Er wollte die Windrichtung bestimmen. Dann drehte er den Wagen gegen den Wind, öffnete die Motorhaube, um den Motor ein wenig abkühlen zu lassen und stärkte sich mit Gat, einer jemenitischen Rauschgiftpflanze, die ein bis zwei Stunden gekaut wird. Nach kurzer Pause, als die Sonne bereits hinter den Bergen verschwunden war, ging die Fahrt weiter. Kurz nach Mitternacht erreichten wir El Hasm. Niemand im Dorf schlief. Schon bald kamen die Neugierigen von allen Seiten her zusammen, umringten und bestaunten uns. Als Zeichen der Anerkennung erhielten wir jeder eine Büchse Ananas.

Der Häuptling der Dorfgemeinschaft bat uns, nach einem schwerkranken Knaben zu schauen. Das Bild, das wir dort antrafen, berührte uns tief. Ein einjähriges Kind lag, in schmutzige Tücher gewickelt, auf getrocknetem Kamelmist, der hierzulande die Windeln ersetzt. Seit Tagen litt das Kind an schwerem Typhus und kämpfte nun mit dem Tod. Durch das Gerippe von Haut und Knochen sah man die Gedärme arbeiten.

Ein ebenfalls anwesender Jemenitendoktor hatte dem Kind das rechte Auge ausgedrückt. Trotzdem wir alles versuchten, das Kind zu retten, starb es am folgenden Morgen. — Nach zwei Stunden Schlaf machten wir uns wieder an die Arbeit. Einen Tag lang behandelten wir im Hause des Häuptlings die Patienten, die in grossen Scharen kamen. Auch die Beduinen, die im Umkreis von El Hasm in selbstgewobenen Zelten lebten, bedurften pflegerischer Betreuung.

Die nächste Station unserer Erkundungsreise war Boja. Dort wurden wir vom Uaib freundlich empfangen und zum Nachtessen eingeladen. Wie fast überall gab es auch hier kein Besteck. Reis, Ziegenfleisch und Fladenbrot, das war die Kost, die auf einer grossen Platte am Boden der Höhle angeboten wurde. Man gruppierte sich rings um die Speise und führte mehr oder weniger geschickt mit der rechten Hand die Happen zum Mund. Ein Abgesandter brachte während des Mahles die Botschaft, dass sechzig Angehörige seines Stammes an Typhus erkrankt und sieben bereits gestorben seien. Die Nachricht erfüllte uns mit grosser Sorge, da wir die entsprechenden Medikamente nicht mit uns hatten. Nach einstündiger Fahrt durch schwer zugängliches Gebiet gelangten wir in das Beduinendorf. Welch Erstaunen erfüllte uns, als wir die Beduinen quetschvergnügt antrafen! Kein einziger Fall von Typhus. Der Häuptling des Stammes beabsichtigte mit seiner Schreckensbotschaft lediglich, uns zum Besuch seines Stammes zu bewegen, damit wir seine Leute untersuchten. Natürlich konnten wir ihm die Bitte nicht abschlagen. Unbeschreiblicher Schmutz und Gestank herrschte in den Zelten. Menschen und Tiere lebten Seite an Seite in einem einzigen Raum. Nach Landesitte waren die Frauen bis zu den Augen verschleiert. Wasser ist eine begehrte Flüssigkeit. Es wird in alten Benzinfässern von Boja her herauftransportiert. Ob seiner Kostbarkeit wird es aber nur zum Trinken und für das Tränken der Tiere verwendet. Was die Körperpflege betrifft, so ist der spärliche Gebrauch von Wasser einzig den Männern vorbehalten, und zwar nicht aus hygienischen, sondern aus religiösen Gründen. Frauen und Kinder hingegen brauchen keinerlei religiöse Waschungen vorzunehmen.

Eine Frau klagte über Kopfweh. Erst nach Zögern und auf Befehl ihres Mannes nahm sie ihre Kopfbedeckung aus gesponnenem Kamelhaar ab. Furchtbarer Schmutz und eine Menge durrer Baumblätter kamen zum Vorschein. Wir untersuchten etwa dreissig Leute. Hier musste ein Furunkel geschnitten, dort ein Verband an-

gelegt werden. Unsere Reise war also trotz der Irreführung nicht vergeblich gewesen. Befriedigt fuhren wir nach getaner Arbeit zurück nach Boja, wo wir zwei Tage lang die in den Berghöhlen einquartierten Soldaten untersuchten und betreuten. El Hanger und El Hadschlah, ebenfalls militärische Festungen, waren die beiden letzten Stationen, ehe wir wieder in Najran eintrafen, wo wir von den anderen Equipenmitgliedern bereits erwartet wurden.

Auf Weisung des Delegierten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz begaben sich nunmehr ein Medizinstudent und zwei Krankenpfleger nach Amara. Die anderen wählten ihren Standort in El Hasm. Ich war der Gruppe von Amara zugeteilt. Unser Wohnquartier bestand aus einer Höhle, die aus zwei grossen aneinanderlehnenden Steinblöcken gebildet war. Sie war gross genug — etwa 18 Meter lang und 5 Meter breit —, um als Poliklinik, Küche, Essraum und Schlafzimmer gleichzeitig zu dienen. Die kleine Nebenhöhle war als Unterstand bei Bombenangriffen bestimmt.

Schon nach kurzer Zeit war unsere Poliklinik in weitem Umkreis bekannt. Täglich warteten neunzig bis hundert Patienten. Natürlich waren nicht alle krank. Viele kamen aus Neugier, andere wollten Tabletten. Aber auch Schwerkranke wurden uns gebracht: Tuberkulose, Typhus, Geschwüre an den Beinen und andere infizierte Wunden — das waren die Krankheiten und Leiden, die wir am meisten antrafen. Kriegsverletzungen waren seltener, doch hin und wieder mussten wir Splitter entfernen oder eine von einer früheren Schussverletzung herrührende Knochenvereiterung behandeln. Besonders bei den Tuberkulosekranken konnten wir gute Erfolge verzeichnen.

Das waren unsere Mitarbeiter in Amara: ein schwarzer Saudi-araber arbeitete als Dolmetscher für uns. Seine Vorfahren waren ehemals Sklaven, er hingegen ist Häuptling eines Stammes in Najran. Abdula Hussein erledigte in unserem Auftrag zahlreiche Botengänge und war daneben für das Wasser verantwortlich, das auch hier von weit her transportiert werden musste. Die Künste unseres Kochs, eines jüngeren Mannes aus Aden, der seinen Vater in Jeddah besuchen wollte und nur bis Amara kam, waren anfänglich nicht gerade lobenswert. Tee zubereiten, das war das einzige, was er konnte. Mit unserer Hilfe hatte er es nach drei Monaten so weit gebracht, dass er allein Spaghetti, Fleisch und Suppe kochen konnte. Er half uns daneben fleissig in der Poliklinik. Unsere Wache bestand aus elf unbewaffneten Soldaten. Tag und Nacht passten sie ab-

Invalidensporttag in Magglingen

Ruth Siegenthaler

wechsungsweise auf, dass wir nicht angegriffen und nicht bestohlen wurden. Wir haben sie als aufrichtige und ehrliche Menschen schätzen gelernt. Mehl und Reis war die einzige Nahrung, die sie wie alle anderen Soldaten erhielten. Uns dauerten sie, und so versorgten wir sie, so gut wir konnten, mit Speisen aus unserem Nahrungslager.

Eines Tages wurde uns ein Mann mit schwerer Tuberkulose gebracht. Sein Bruder trug ihn und bat uns, ihn ebenfalls aufzunehmen, da er für den Kranken sorgen wolle. Neben unserer Höhle bereitete er sich ein Lager. Dem Kranken stellten wir ein Bett zur Verfügung. Mit traurigen Augen und voller Todesangst blickte er uns an. Er war viel zu schwach, um zu reden. Wir taten alles, um ihn zu retten, und versorgten ihn auch aus unserer eigenen Küche. Als wir den Jemen verliessen, war der Mann soweit wieder hergestellt, dass er Ausflüge bis zu zwei Kilometern unternommen konnte.

Dreimal wurde unsere Höhle nach Einbruch der Dunkelheit beschossen. Wir haben nie erfahren, durch wen und warum. Das letzte Mal, am 11. Oktober 1966, fielen die Schüsse aus fünfzig Meter Entfernung. Wir stellten den Betrieb unserer Poliklinik ein und fuhren am nächsten Tag nach Najran. Mitte Oktober wurden von ägyptischen Flugzeugen Bomben auf Najran abgeworfen. Da unser Haus direkt an der Anflugschneise lag, mussten wir einen geschützten Platz suchen, um unsere Medikamente und unser Material einzulagern. Als wir nach Amara zurückkehrten, bezogen wir auch dort eine günstiger gelegene Höhle. Zusätzlich zu unserer Wache stellte man uns noch fünf Soldaten mit Gewehren zur Verfügung. So bewacht und beschützt, konnten wir unsere Arbeit ungehindert fortsetzen.

Am 5. Februar 1967 — die Monate verstrichen wie im Fluge — traf schon die neue Equipe, ein Arzt und zwei Krankenpfleger, ein, und am 12. Februar verliessen wir die uns liebgewordene Gegend von Amara.

Trüb und wolkenschwer ist das Wetter am 13. August. Sicher wird es regnen. Doch wen kümmert das, und wer murrt über den feuchtkalten Tag? Den etwa 400 Invalidensportlern ist das Nebensache, sie kommen, um ihre Leistungen, sei es im Schwimmen, Bogenschiessen, Speerwerfen oder in anderen Disziplinen, mit denjenigen der Kameraden zu messen und das Ergebnis des letzten Jahres zu übertreffen!

Zum 6. Male fand in der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen der Schweizerische Invalidensporttag statt. Der flüchtige Blick auf die zahlreich erschienenen invaliden Sportler kann in dem stummen Betrachter nur ein Gefühl des Leidens hinterlassen. Schaut man jedoch näher hin oder fängt ein paar Worte einer eifrig diskutierenden Gruppe auf, so löst sich das Bild des ersten Eindruckes. Man blickt in strahlende Gesichter, die von freudiger Erwartung des Sportwettkampfes erfüllt sind.

Diese Zeilen sollen nicht nur ein paar Eindrücke aus verschiedenen Disziplinen spiegeln, sondern auch von der Energie und Initiative berichten, wie sie die invaliden Sportler immer wieder durch ihre Leistungen belegen. Möge ihr Beispiel als Ansporn für alle Sporttreibenden, gesunde und gebrechliche, gelten.

9.45 Uhr: Besammlung aller Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Stadion «End der Welt». Nach einigen Mitteilungen an die Anwesenden findet sich jede Gruppe an ihrem «Arbeitsplatz» ein, um ihr Sportpensum zu beginnen. Wenden wir uns zuerst dem Kugelstossen zu. Gehbehinderte und Einarmige mit vor Anstrengung gespannten Gesichtsmuskeln und viel Kraft wetteifern miteinander, wer die Kugel am weitesten stossen kann. Welche Freude, wenn es einem gelingt, seinen Kameraden zu schlagen!

Ein wenig weiter rechts ist die Speer-Zielwurfgruppe an der Arbeit. Erstaunliche Resultate werden da vom Rollstuhl aus erzielt. Zuerst immer ein Probewurf, dann: «Achtung, es gilt!» Eine kräftige, ausholende Armbewegung nach hinten, den Speer gerade und das Auge auf den Kreismittelpunkt gerichtet, zuletzt noch einige Sekunden Konzentration! Ist die Leistung nicht befriedigend, und steckt der Speer ziemlich weit vom Kreiskern entfernt, versucht man es eben ein zweites Mal; es sind ja sechs Speere ins Ziel zu setzen.

Das Hindernislaufen ist eine tückische Angelegenheit. Etwa acht Kugeln sind voreinander verschoben aufgestellt. Das Umgehen dieser Kugeln ist weit schwieriger, als wenn man einfach darüber hüpfen könnte. Auf

